

Theologische Annäherung an Johannes Steininger „Volumen“

Zur Auseinandersetzung mit Johannes Steiningers Geräusch-/Klanginstallation „Volumen“ ist die Kenntnis ihrer physikalischen Grundlagen nicht unwesentlich: Jeder Hohlraum hat nach dem Wissensstand der Akustik Eigenfrequenzen, die sich aus der Geometrie des Raumes errechnen lassen. Normalerweise hört man diese Eigenfrequenzen nicht, zumindest nicht bewusst, wenn man sich in so einem Raum aufhält; es bedarf ihrer energetischen Verstärkung, um den Raum auch hörbar zum Klingen zu bringen. Im Fall unseres „Raums der Stille“ hat Johannes Steininger über 100 derartige Eigenfrequenzen errechnet. Mit knapp über 80 davon sowie mit diesen entsprechenden Obertönen hat er synthetisch – aus Sinustönen und außerdem mithilfe von Klangschalen – eine Komposition aufgenommen. Optimal ist das Klangerlebnis wahrzunehmen, wenn man sich auf das eigens angefertigte Sitz-Luftkissen und unter den Luftreifen setzt. Ich sage bewusst „wahrnehmen“, denn in dieser Sitzposition (Schneider- oder Fersensitz) hört man nicht nur, sondern kann zumindest die niedrig-frequenten Schwingungen auch körperlich spüren.

Es hat eben mit dieser Tatsache zu tun, wonach Johannes Steininger für seine Komposition ausschließlich Eigenfrequenzen des Raumes verwendet, dass seine Klanginstallation ein außerordentlich dichtes Hörerlebnis vermittelt, zumal wenn im Raum möglichst Ruhe herrscht und die Störung durch Hintergrundgeräusche gering gehalten wird. Ich möchte dann geradezu von einem akustischen „Flow“ sprechen: Man hat den Eindruck, auf dieser akustischen Ebene eins zu werden mit dem Raum, durchdrungen zu werden von ihm. Das setzt sich sogar noch fort, wenn man den Sitz verlässt und sich – am besten mit geschlossenen Augen – an verschiedene Stellen im Raum begibt: Man kann die künstlichen Klangquellen praktisch nicht mehr lokalisieren, da ja der ganze Raum, in dem man sich aufhält, schwingt und klingt. Das tut er an sich immer – nur hier eben energetisch verstärkt und dadurch bewusst hörbar gemacht.

Mir drängt sich in Zusammenhang damit eine Bezugnahme zu Erfahrungen und daraus entwickelten Regeln gelingender Kommunikation auf: In den allermeisten Situationen der alltäglichen Kommunikation reden wir weniger miteinander als zueinander. Ich will einem Du etwas mitteilen, was mir wichtig ist; ich will Informationen übermitteln, will meine Meinung und Überzeugung im Du verankert wissen. Und oft wundern wir uns, dass das so wenig gelingt, dass die eigene Information im Gegenüber nicht so anzukommen scheint, wie wir uns das vorstellen und wünschen. – Vielleicht liegt ein wesentlicher Grund für diese negative Erfahrung darin, dass es uns zu wenig gelingt, die „Eigenfrequenzen“ des Kommunikationspartners anzuschlagen und zum Schwingen zu bringen. Das gilt hier natürlich nur in einem übertragenen Sinn: Da der Mensch zumindest kein Hohlkörper im physikalischen Sinn ist, kann in seinem Fall auch nicht im strengen Sinn der Akustik von Eigenfrequenzen die Rede sein – sehr wohl aber im Sinne einer Metapher: Die aus der persönlichen Biografie eines Menschen, seinem sozialen Umfeld, seinen individuellen biologischen Besonderheiten etc. sich ergebende Prägung, seine personale Identität bedingt, dass jeder Mensch auf bestimmten „Wellenlängen“ besonders ansprechbar ist, dass ihn bestimmte Informationen im Vergleich zu anderen Personen besonders in Schwingung versetzen, dass ein Wort, eine Geste, ein Erlebnis eine ihm eigene Resonanz findet. Meine These dazu: Gelingende Kommunikation findet dort statt, wo es dem Sender einer Information gelingt, durch die spezifische Art und Weise, was und wie er es sagt bzw. übermittelt, die individuelle Wellenlänge des Empfängers anzusprechen und in diesem selbst eine Resonanz auszulösen. Es kommt also nie nur auf den scheinbar objektiven Gehalt einer Information und die Qualitäten ihrer Übertragung an, ob sie ankommt oder nicht, sondern auf die Aufmerksamkeit und Sensibilität des Senders für die individuellen Wellenlängen des Empfängers. Wo aber solche Kommunikation gelingt, erleben wir so etwas wie einen kommunikativen „Flow“ und kleiden es in Bilder wie „überspringender Funke“, „gemeinsame Wellenlänge“ u. dgl. Der übliche Diskurs wird hierbei zum Dia-log – wörtlich „Durch-Wort“: Das Du wird von meinem Wort durchdrungen – und das Ich dann hoffentlich auch von dessen Gegenrede, also Ant-Wort.

Als Theologe möchte ich diesen Gedanken noch weiter spinnen auf den Dialog zwischen Mensch und Gott und dessen häufig ebenfalls nicht geringe Schwierigkeiten hin: Zum einen erinnere ich mich an die Aussage des Humanmediziners und Theologen Johannes Huber, der in einem Vortrag darlegte, dass die Tatsache, ob ein Mensch in erwachsenen Jahren sein Leben in Beziehung zu einem personalen Gott setzt oder nicht, nach heutigem Wissensstand in hohem Maße von postnatalen Prägungen in den ersten Jahren seines Erdenlebens abhängt. D.h. es gibt Menschen mit und ohne geeignete „Wellenlängen“ für den Dialog mit Gott – zumindest in Hinblick auf die als „religiös“ anerkannten Formen dieses Dialogs. – Zum anderen halte ich es für denkbar, dass es für den gelingenden Dialog mit Gott ebenso auf Seiten des Menschen notwendig ist, aufmerksam zu sein auf die spezifischen Wellenlängen Gottes. Oft ist es auch hier so, dass der Mensch als Betender einfach Informationen an Gott senden möchte: bestimmte Wünsche, Klagen – Projektionen des eigenen Ichs; das betende Subjekt ist mit seiner Aufmerksamkeit mehr bei sich selbst als beim Du Gottes; das Gebet geht „ins Leere“ und wird in weiterer Folge oft genug überhaupt aufgegeben. Auch für den Dialog mit Gott gilt: Es braucht Aufmerksamkeit für das Du Gottes, für die Wellenlängen, auf denen Er sich dem jeweiligen Ich mitteilt und es einlädt zum mitschwingenden Dialog ...

Linz, im April 2012

Dr. Markus Schlagnitweit, Hochschulseelsorger